

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 43.

Mittwoch, 20. Februar.

1929.

(9. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Else Wibel.

Aus den Nebeln kommen hastende Schritte. Sie setzt die Zähne aufeinander. Ihre Hand sucht die Waffe in der Tasche ihrer zertragenen Pelzjacke. Wie ihre Finger das kalte Eisen fühlen . . . atmet sie hart auf. — Wenn einer ihnen gefolgt ist . . . Ihr Gesicht trägt den Ausdruck äußerster Entschlossenheit.

Aber dann ist es mit einem Male weich entspannt. Aus dem Ungewissen da vor ihr kommt eine junge Stimme . . .

„Mamascha . . .!“

„Ja, Anna-Dorothee . . .“ Es ist wie ein unterdrückter Jubel.

Im Lauf ist das Mädchen heran, legt beide Arme um den Hals der Frau. „Wie gut, daß du da bist“, sagt sie inbrünstig.

„Ich war ja nicht allein, Anna-Dorothee, Herr Sollern hat mich begleitet. Aber du . . . auf dem einsamen Weg in der Nacht. Bitte — tue das nie wieder, hörst du, Anna-Dorothee.“ Benita Mironow schauert zusammen.

Sep Sollern verbeugt sich, nicht allzu tief, vor dem jungen Ding, zu dem eine vorstellende Geste Benitas ihn wies. Er hat dabei die lächerliche Empfindung: ich bin ja eifersüchtig — nach allen Regeln eifersüchtig auf dieses Kind, für das Benita Mironows Stimme in Zärtlichkeit bebt . . .

Die junge Hand, die sich in die seine gelegt, schiebt sich auf den Arm der Frau.

Papa war sehr nervös. Er hat Konstanze angestekt. Ich habe ihnen den Tee zurecht gemacht und die Kleine in ihr Bett gebracht. Papa war schon ganz beruhigt, als ich versprach, daß ich dich suchen gehe. Sie werden froh sein, wenn ich dich so rasch bringe . . . Bist du auch sehr kalt? Du zitterst ja. Komm rascher. Oder geht das nicht? Stehst du, so . . . Ja, stütze dich auf meinen Arm . . . Da hört man schon Harras. Ich weiß nicht, was das Tier hat. Er ist ganz verrückt heute . . .

Sep Sollern findet, daß er eigentlich ganz überflüssig ist und sich besser mit Anstand jetzt verabschieden würde. Warum er es unterläßt, ist ihm nicht klar. Aber ganz fest steht es ihm: er würde so die ganze Nacht neben Benita Mironow hergehen, die seine Gegenwart vergaß . . .

Ein Zaun sperrt den Weg, der in eine schmale Bucht am See zu führen scheint. Dahinter, mitten in einer verwilderten Wiese, die mit Obstbäumen bestanden ist, steht das Haus.

Anna-Dorothee öffnet eine kleine Pforte. Sofort stürzt eine riesige graue Dogge aufheulend Benita entgegen, legt ihre Vorderpfoten der Frau auf die Schultern und versucht ihr das Gesicht zu lecken.

„Harras“, warnt Anna-Dorothee streng, „gehört sich das, mein alter Kerl?“ Und sogleich kommt das Tier gehorham auf sie zugefrohen.

In dem niederen Bauernhaus tut sich eine Tür auf. Eine etwas wehleidige Stimme fragt aufgeregt:

„Bringst du Mamascha, Anna-Dorothee? . . . Sage, ja? . . . Bitte, eilt euch. Ich kann Konstanze nicht mehr beruhigen. Sie ruft seit einer Stunde nach euch.“

„Sie müssen mit hereinkommen, Herr Sollern. Es

ist selbstverständlich, daß Sie mit uns essen. Mein Mann wird sich freuen, Ihnen danken zu können.“ Benita Mironow scheint ermüdet zu sein. Man hört es am Klang ihrer Worte. Es ist jetzt ganz dunkel geworden und er kann den Ausdruck ihres Gesichtes nicht erkennen. Aber er wünscht sehr, es möchte ohne die müde Hoffnungslosigkeit ihrer Stimme sein.

Anna-Dorothee ist vorausgegangen. Die Flutür hat sie offen gelassen. Drinnen steht sie gerade unter der spärlichen kleinen Lampe neben ihrem Vater, auf den sie einredet.

Ihr glattes dunkles Haar glänzt. Sie hat es von der Mutter geerbt. Dieselben starken Zöpfe trägt Benita Mironow im Nacken aufgesteckt, wie es dies junge Geschöpf tut, der Knabenmode zum Trotz . . . Sep Sollern hat das unabwendbare Verlangen, Benita Mironows Haare wieder im Licht irgend einer Lampe gleihen zu sehen . . .

„Ich danke gehorsamt“, sagt Sep Sollern, „ich werde selbstverständlich Herrn Mironow begrüßen.“

Also das ist Kolja Mironow . . . Sep Sollern hat viel Zeit, ihn sich anzusehen. Herr Mironow spricht ununterbrochen. Es geschieht in einer schwergeprüften und gekränkten Weise, die einschläfernd wirkt. Die Winkel des Mundes in dem weiten Knabengesicht sind hochmütig gebogen. Manchmal streichen seine gelenklosen und nervösen Finger über das unentwickelte Kinn, das schlecht rasiert ist.

„In einem elenden Bauernhaus zu enden — etwas unerwarteter Schluß, nicht wahr? Man hatte ihn sich anders gedacht. Es war ein Zufall, daß wir das hier überhaupt fanden. So überfüllert, wie jetzt alles im Reich ist. Ich ließ die Geschichte ein wenig zurecht richten. Die Reisesammlungen aus unserem Stadthaus fanden ein Dach. Ich konnte sie retten. — Welch ein Glück, nicht wahr? . . .“

Interessieren Sie sich für Festarmbänder aus Jaguarfell? Oder für die Handtrommeln aus Menschenschädeln? Sie geben einen eigentümlich dumpfen, klagenden Klang. Es sind fabelhaft ausdrucksfähige Instrumente, wenn man sie zu schlagen versteht . . .

„Das sind Menschenköpfe immer.“ Sep Sollern verspürt den unbändigen Drang, die gekränkte Stimme zum Schweigen zu bringen. Er meint in Benitas Augen ein leises Gequälte zu entdecken.

Mit einer stillen Sicherheit, die ihren Jahren weit voraus ist, geht Anna-Dorothee ab und zu. Ohne daß man es eigentlich gewahr wird, entsteht ein appetitlicher Abendbrottisch bei ihren ruhigen Hantierungen. Manchmal sieht sie ihre Mutter an. Dann kommt in die warmen, dunklen Augen des Mädchens ein Ausdruck grenzenloser Hingabe.

Das Zimmer ist sehr niedrig. Ein paar riesige Möbelstücke scheinen den Versuch machen zu wollen, seine Wände zu sprengen. Sie sind aus jenem seidigen, warmgetönten Mahagoni, das sich in alten Patrizierhäusern und Schlössern noch findet.

An dem spärlichen Zwischenraum der Wände hängen malayische Vogelmasken. Fremd und unbehaglich wimpelt das schwarze Federgewoge eines hufelosen förmigen Kopspukes dort.

Wie erträgt Benita Mironow das alles? Diese Frau, die in weite, behütete Parks gehört und in Räume voll überlieferter Kultur?

Das Gespräch schleppt sich um den Tisch. — Kolha Mironow ist ein lebenswürdiger Wirt. Etwas vor der bezwingenden Geste asiatischer Gastlichkeit ist ihm geblieben. Er vergißt nichts, was zur Unterhaltung des Besuches beitragen könnte. Ein Rest „Blad and White“ findet sich noch, irgendwo auch Zigaretten. Er öffnet eine indische Bronzedose.

„Ja, das sind die Reste von Einst. Durch Zufall gerettet. Dies und das. Anhängliche Leute, die es versteckt und später ausgeliefert haben. Lächerliche Zufälle. Hier, der Sahnegießer, — das einzige, was blieb von dem Louis-seize-Service. Meine Mutter hat es mit in die Ehe gebracht. . . . Sie haben meine Mutter kennen gelernt? Das freut mich. . . . Sie brachte auch den Salon mit, von dem der Pfeilertisch nachblieb. Sonst ist nichts mehr davon vorhanden. Der Salon stammt aus Klein-Trianon. Verbürgt. Die Dubarry bewohnte ihn. Später die unglückliche Österreicherin, als Klein-Trianon ihr Lieblingsitz wurde, bis zum blutigen Ende. . . . Bemerken Sie, die Tränen Marie-Antoinettes sind auf dem Damast dieser Couchette gefallen. Es ist historisch nachgewiesen, wie gesagt. . . .“

Mein Vater war Präsident des Kameralhofes. Man hatte in dieser Stellung zu repräsentieren. Maman verstand es. Auch später. . . . Sie zog mit nach Schwolin. . . . ja. . . . Sie wissen es. . . .“

Das Gut war total verwirtschaftet von Herrn von Born. . . . Benitas Vater. . . . Ich kaufte den Besitz. . . .“

Pardon! Sie nehmen noch eine Zigarette? . . . Benita wird sogleich wiederkommen. Sie sieht nach Konstanze. Das Kind ist krankhaft übersteigert. Die Flucht damals in der Winterkälte. . . . Sie müssen wissen: der Gemeindefürst flüchtete mit den Kindern, mitten in der Nacht. Er wurde natürlich dafür belohnt. . . .“

„Ich nehme es an“, sagt Sep Sollern verbindlich und inhaliert mit einem tiefen Zug den Rauch der stark parfümierten Zigarette. . . . Irgendwas muß jetzt geschehen. Er erträgt dieses Gerede nicht mehr, das Benitas Mann, gekränkt und aufdringlich, weiter spinnt. Er muß von Benita sprechen und wenn es das Törichteste und Banalste ist.

„Sie lernten Ihre Frau Gemahlin in Petersburg kennen?“

„In Petersburg? Nein, Herr. . . . pardon. . . . ah, Herr Sollern. Herr von Born war ein. . . . wie man zu sagen pflegte, echter deutscher Diäschädel. Sie müssen verzeihen, Herr. . . . Herr Sollern. Er ist nie an den Hof oder in die Gesellschaft dort mit seiner Tochter gegangen. Herr von Born. . . . ja, er gründete deutsche Schulen und führte auch sonst allerlei Segnungen sozialer Art ein. Meine Frau hat es später ausgebaut und weiter geführt. . . . Ich ließ ihr natürlich freie Hand in allem. . . . aber offen gestanden: ich hatte nie den Eindruck, daß es unsern Leuten zu Dank geschah. Sie verstanden es gar nicht. Das Instrument der Peitsche, wie früher durchaus üblich, war ihnen viel geläufiger. . . . Darum erneut man dieses altbewährte Mittel ja auch jetzt wieder eifrig. . . .“

Ich war dem Gouverneur von Estland zu besonderem Auftrag zugeteilt. Mein Chef hatte in Schwolin zu tun, — dienstlich. . . . Zur Zeit der Russifizierung. . . . Es war in Schwolin eine besonders schwere Aufgabe zu leisten. . . . Nun, Herr von Born war Kavallerier. Er gab ein Diner. Es fiel steif genug aus. Aber ich lernte dabei Fräulein von Born kennen. Sie war sehr schön. . . . Ich verlebte mich bis zur Tollheit in sie. . . . Jeder Mann tat es! Ich heiratete sie. . . .“

Das andere ging rascher. . . . Ich kaufte das Gut. Es war ein ausgezeichnetes Geschäft, müssen Sie wissen. . . .“

Herr von Born war fertig. Ich merkte das gleich beim ersten Besuch. . . . Wie das so ist. — Er schien von Anfang an gewürgt durch große Auszahlungen an seine Geschwister, als er Schwolin übernahm. . . . Rarger Boden, alles auf Kartoffelbau und Spiritus-

brennerei eingestellt. Wenn da ein paar Mißernten kommen. . . .“

Er war mir sehr dankbar. Trotz der ursprünglichen Ablehnung meiner Person. . . . Wenn einem das Wasser an der Kehle steht und man überdies leidend ist. . . . Was hat denn der Hund? Das Gewinsel ist nicht zum Anhören. . . .“

Anna-Dorothee ist schon unter der Türe: „Ich gehe nachsehen, Papa. Er wird gleich ruhig sein.“

„Sie trennt sich nicht von der Bestie. Sie liebt sie mit der verbissenen Leidenschaft, die so stille Weiber manchmal zutage fördern. Wenn das so weiter geht, das kann gut werden. . . . Ah, da bist du ja, meine Liebe. . . .“

Benita Mironow kommt voll gepflegter Frische, sehr gerade aufgerichtet, in einem glatten Kleid von rötlicher Wolle, dessen Schlichtheit Sep Sollern erschüttert.

„Ich habe warten lassen. Verzeihen Sie! — Konstanze ließ mich nicht. Sie fiebert wieder etwas. Jetzt ist ihre Schwester bei ihr.“

Von dem Augenblick an, da Benita Mironow mit ihnen am Tische sitzt, ist Sep Sollern erfüllt von einer bebenden Lust.

Er hat hundert kleine, ritterliche Aufmerksamkeiten für sie, und erzählt daneben allerlei Geschichten, die durchaus ihres Mannes geschmacklicher und gesellschaftlicher Einstellung entsprechen, ohne sie selbst verletzen zu können.

Kolha Mironow vergißt vollständig sein resigniertes Getränksein. Man weiß nicht, ob er das sogenannte Schicksal damit treffen will, oder die Menschen, denen es nach seiner Ansicht allen besser geht als ihm selbst.

So lebhaft angeregt fühlt er sich durch den unerwarteten Gast, daß er seine Gitarre vorholt und anfängt, mit seiner weichen, geschulten Stimme kleine, altfranzösische Liebeslieder zu singen. Einmal muß er lange nach einer vergessenen Melodie suchen. Dabei läßt er sich schlaff zusammensinken. Endlich hat er sie gefunden. Aber das Instrument gebeugt, preludiert er:

„Moi ma dru, moi ma mie,

En vus ma mort, en vus ma vie“

Sep Sollern hält die Augen geschlossen: „Holde, meine Geliebte. . . . Holde, meine Geliebte. . . . Schrie jemand neben ihm auf. . . .? Das Lied zerreißt. . . .“

„Benita, was war das eben? Was hast du?“

Kolha Mironows Stimme ist schrill vor Furcht. Er kreischt beinahe: „Was war das? Warum starrst du zum Fenster, was ist dort? . . . Sag. . . . ich will es wissen. . . .“

Sep Sollern sieht die Frau an. Sie steht noch immer wie hochgerissen. Die Hände um den Rand des Tisches gekrampft. In den Augen aber, die das kleine, schwarze Fensterraster nicht lassen, ist derselbe Ausdruck des Entsetzens, den er heute schon einmal in ihnen gesehen. „War da etwas, das Sie erschreckte? Ich werde nachsehen.“ Sep Sollern ist mit zwei großen Schritten im Flur.

Er fühlt ihre Hand auf seinem Arm. Dicht vor ihm ist ihr schönes Gesicht. „Es war nichts, ein Irrtum. . . . Aber gehen Sie diese Nacht nicht mehr weg. . . .! Wir haben eine kleine Giebelstube für Gäste bereit. Ich möchte, daß Sie mit ihr vorlieb nehmen. . . .“

Zum ersten Male sind ihre Augen so nahe den seinen. Diese graubunten, schwarz umsäumten Augen, die ihm das Blut jagen machen. . . .“

„Ich bleibe“, sagt er mit trockener Kehle.

(Fortsetzung folgt.)

Der Himmelsgrenadier.

Historische Skizze von Friederike v. Kroßigk.

Es war im Jahre des Heils 1711. Eine jenseits Zulifonne brütete über der friedamen Haupt- und Residenzstadt Dessau, als gegen elf Uhr vormittags die große gelbe Postkutsche durch die Steinstraße gerumpelt kam und geräuschvoll vor dem Gasthause „Zu den drei Kronen“ hielt. Ein paar Buben versammelten sich begierig um das Ereignis, und auch der Wirt trat eifertig vor seine Tür; aber dem gewaltigen gelben Bauche des Wagens entstieg nur

ein einzelnes armseliges Männlein, dem ein ziemlich faden-scheiniger schwarzer Rock schlotternd um das schwächliche Ge-bein hing.

Das Männlein machte sich sofort auf den Weg zum Schloß, doch zog es vor, nicht über das holprige, gras-durchwachsene Pflaster des sonnenheißen Plazes, sondern an seinem Rande entlang zu wandern, unter dem kühlen Laubengange, der sich an die altehrwürdige Schloßkirche schmiegte. Augensteiflich drückten ihn schwere Gedanken, und an dem Schweiß, den er sich emsig mit dem roten Sack-tüchlein von der Stirn wischte, war die Julisonne sicher nicht allein schuld.

Fürst Leopold von Anhalt-Desau hatte vor kurzem für sein Grenadier-Regiment, das in Halle in Garnison lag, einen neuen Feldprediger angefordert, und auf solches An-suchen hin war der Predigtamtstandidat Amadeus Häberlein von einem hohen Consistorio nach Halle geschickt worden, um sich dem kaiserlichen Befehlshaber vorzustellen. Dort hatte ihm ein schnaubbärtiger Feldweibel, nachdem er ihn spöttisch von oben bis unten gemustert, kund getan, der durchlauchtigste Obrist wolle zur Zeit regierenderweise in seiner Residenz-stadt, wohin sich der Herr nur wenden solle, und er, der Feldweibel, wünsche ihm viel Glück auf den Weg. Er möge aber zuvor seine Knochen nachzählen, damit ihm nachher auf dem Heimwege keiner fehle.

Das war nun Häberleins geringste Sorge. Aber was hatte er in der guten Stadt Halle nicht alles vom Regiment Anhalt hören müssen! Erschrecklich wilde und rohe Burschen sollten es sein, die weder Gott noch Teufel fürchteten und sich nicht genug tun konnten mit Bezen, Knobeln und allerlei Schändlichkeiten. Und unterwegs hatte ihm der Postillion auf eine beiläufige Anfrage achtselndend erwidert: „Wie der Herr, so's Geschehen.“ Nein, Amadeus Häberlein hatte kein großes Vertrauen zu diesem Posten. Aber sollte er bei der ersten Widerwärtigkeit im selbstgewählten Beruf seine zurückschrecken? Kopf hoch! Versucht makte es wenigstens werden.

Mit diesem Entschlus trat er aus dem letzten Bogen des Laubenganges und befand sich nun der berühmten Schloß-apotheke gegenüber, aus der sich der Vielgestrenge seine Ge-mahlin, die liebreizende Anneliese Föhse, geholt hatte. Die wurde doch auch, wie es schien, mit ihrem Leopold fertig, und von einem Weibe wollte Amadeus Häberlein sich nicht be-schämen lassen. Zur Stärkung seines Mutes trat er ein, ließ sich einen tüchtigen Absinth geben und schritt erhobenen Hauptes geradewegs auf das Hauptportal des Schlosses zu.

Der Fürst war soeben von der Frühstück gekommen. Er hatte seinen Hut auf einen Stuhl geworfen und betrachtete aufmerksam das Gebräch eines frisch erlegten Keilers, als Häberlein, von einem eisarauen Lakaien angemeldet, ein-trat. Leopold wandte sich um und betrachtete ihn mit durch-dringenden Blicken.

„Er ist mir also vom Berliner Consistorio hergeschickt? Führen sie dort lauter so kleines Kaliber?“

„Seit das Pulver erfunden wurde, ist das Kaliber nicht mehr die Hauptsache, Eure Durchlaucht“, meinte der Kan-didat ernsthaft und zückte seine Zeugnisse.

„Verschone Er mich mit seinem Papierzeug. Mag alles recht auf sein, aber kann mir nichts helfen. Jeder Flügel-mann von meinen Grenadieren kann ihn bequem auf den Arm nehmen. Hat Er keine Angst vor einer Horde Soldaten?“

Da wuchs Amadeus Häberlein um mehrere Zoll. „Halten zu Gnaden, Eure Durchlaucht, ich bin selber ein Grenadier und stehe im Dienste des höchsten aller Feld-herren. Da würde mir die Angst übel anstehen.“

„Brav, Herr Himmelsgrenadier!“ schmunzelte der Dessauer. „Aber seh' Er, Pfäfflein, mit meinen Soldaten ist das ein eigen Ding. Im Felde, da kann man was mit ihnen anfangen. Da schlagen sich die Kerls wie die Löwen und marschieren, daß es eine Lust ist; aber nach drei Tagen Garnison fährt ihnen der Teufel in den Leib. Sie ludern herum wie die räudigen Hammel, raufen, saufen und raisonnieren. Sie verkaufen das Hemd vom Leibe und bringen's durch, und mehr als einer ist schon unter'm Galgen durchgewischt. Soll ich die Raders alle Tage Spiekruten laufen lassen? Nützt auch nichts. Was fängt Er nun an mit solchen Kujonen? Traut Er sich, da was auszurichten?“

„Ich hoffe“, erklärte Häberlein ruhig, „mein himmlischer Feldherr wird mich nicht im Stiche lassen. Wenn mir der Beistand des irdischen ebenso sicher ist.“

„Na“, meinte der Fürst, „dann laß Er mich einmal sehen, was Er kann. Denn Er sich jetzt, Er hätte so einen Erschlümmel vor sich, und nun frisch vom Feder gezogen!“

Damit stülpte er sich seinen Dreimaster in den Nacken, stemmte die Arme in die Seiten und fixierte sein Gegenüber mit rollenden Augen.

Dem Schlag eine Sekunde lang das Herz im Halse. Aber dann faßte er sich und begann also: „Lieber Freund, warum schleißt du deinen Hut ins Gesicht, schwankst umher und schaust darein wie ein Kalb, so man abgestochen? Wahrlich,

du bist vom Ebenholze Gottes weiter entfernt denn ein Kind oder Schaf, das mit Fressen und Saufen aufhört, wenn es genug hat. (Hier rückte der Dessauer seinen Hut grade.) Weh bist du also stolz, daß du dich in die Brust wirfst und gar groß tust? Etwan, weil du einen Markthelfer verprügelt oder einer Magd dich bemächtigt hast? Wahrlich, solcher Ruhm ist für einen waderen Soldaten allzu billig. Solches gereicht deinem Regiment zur Schande (hier hob er seine Stimme) und bedeutet deinem Obristen, so ein ehrbarer Mann ist, ein Greuel. (Der Delinquent schlug die Augen nieder.) Darum lehre um, du Lotterbube, so lange es noch Zeit, daß du nicht den Raben zum Fraße werdest. Denn wenn du es fürder also treibst, kannst du weder der irdischen noch der ewigen Gerechtigkeit entgehen. Ein Strick wird dein Ende sein, fitemalen ein Schuß Pulver für Deinesgleichen zu gut ist!“

Leopold war längst auf einen Stuhl gesunken; aber der Kandidat war jetzt gut im Zuge. „Willst du“, so donnerte er sein Opfer an, „durchaus am Galgen sterben statt eines ehrlichen Soldatentodes, du Hundsott, elendiger, du...“

Dier brach er jäh ab. Denn plötzlich vernahm er hinter sich leise Schritte, und eine milde Stimme rief in tiefer Be-kümmernis: „Aber Leopold! — Leopold! — Was hast du denn verbrochen?“ Die Fürstin hatte im Nebenzimmer mit wachsendem Staunen eine zornige Stimme vernommen, die nicht ihrem Gemahl angehörte, und als das Ungewitter immer heftiger wurde, ließ ihr die Ungewißheit keine Ruhe mehr. Ganz leise war sie eingetreten und sah nun mit fassungslosem Entsetzen den tobenden Buhprediger und vor ihm den Fürsten als ein Bild der Zerknirschung.

Der erhob sich aber jetzt und sagte vergnüglich: „Still, Annelieschen. Diesmal war dein Alter unschuldig. Wir haben nur ein kleines Examen gehalten, um meinem neuen Feldprediger auf den Zahn zu fühlen. Aber er hat trefflich bestanden. — Aber nun schaffe, daß wir bald etwas zu essen bekommen und der Himmelsgrenadier mit uns speisen kann. Denn man soll dem Ochsen, der da brüht, nicht das Maul verbinden.“

Kleine Schelmenstreiche.

Von Richard Zoosmann.

Der Bauer Taps, der als Schlauchfuch weit und breit bekannt war, kam zu einem Roßtäuscher in der guten Stadt Trier, um einen tüchtigen Adergaul zu erstehen. Er fand auch bald ein Pferd nach seinem Geschmack und man ward über den Preis nach vielem Hin- und Herfeilschen endlich einig. Vierundzwanzig Gulden sollte die Stute kosten, Taps hatte aber nur achtzehn bei sich (mehr war das Tier auch nicht wert), und der Roßtäuscher gab sich damit zufrieden, daß ihm der Bauer die restlichen sechs Gulden schuldig blieb, was er sich von dem Händler schriftlich bescheinigen ließ. — Nach drei Monaten kam der Roßtäuscher zu Taps, um die Rest-summe einzufordern, aber der Bauer lachte ihn aus und sagte, er denke gar nicht daran, worauf ihn der Roßtäuscher vor den Richter lud.

„Hochwohlgeborenes Oberamt“, sprach Taps, „ich habe es hier schwarz auf weiß, daß ich nichts zu zahlen brauche. Da, bitte, lesen Sie: ... wasmachen der Bauer Taps für die Stute gezahlt hat achtzehn Gulden, wobei zu verstehen, daß die Stute vierundzwanzig Gulden kostet, so daß der v. Taps den Rest von sechs Gulden solle mir schuldig bleiben, womit ich einverstanden bin.“ Hieraus geht klar hervor, hochwohlgeborenes Oberamt, daß ich die sechs Gulden keineswegs zu zahlen habe, denn das wäre gegen den Vertrag, wo-nach ich sie schuldig bleiben soll. Ich würde sie aber nicht schuldig bleiben, wenn ich sie zahlte.“

Die Richter schüttelten die Perücken und fanden keinen Ausweg. Taps zog lachend heim, und der Roßtäuscher fluchte ihm nach.

Ein Gauner befand sich in großer Not; das letzte Stück Brot war verzehrt, sein Beutel wies keinen gebogenen Heller mehr auf, und er sann auf Mittel, diesem besagten Wertes Zustand schnell abzuhelfen, denn Hunger ist zwar der beste Koch — aber er muß etwas zum Kochen haben. Wie er den leeren Beutel so ansah, kam ihm eine vortreffliche Idee. Er füllte ihn mit Glasstücken, Andöfen, Blei-plättchen, Kieselsteinen und anderen wertlosen Dingen an, begab sich in eine belebte Straße und lief dann hinter einem würdevoll stehenden, pelzberockten Bürger her, der als reicher, aber geiziger und nicht ganz etwanadreier Kauf-mann bekannt war.

„Herr! Herr! Guter Gnaden“, rief der Gauner, „Ihr habt gewiß dieses Beutelschen verloren, denn im Augenblick lag es noch nicht da.“

„Freilich, freilich“, sagte der Kaufmann und griff nach dem Beutel, ihn schmunzelnd in der Hand wiegend, „natür-

Ich ist es mein Beutel, ich wollte ihn instament auf die Sparlasche tragen."

"Na, das freut mich, Euer Gnaden", lachte der Gauner. "Aber da werdet Ihr mir doch einen anständigen Funderlohn geben? Oder wäre nichts Wertvolles in dem Beutel? Dann kann ich ihn ja behalten."

"Aber gewiß ist etwas darin", rief der Kaufmann erschreckt, als der Funder schon die Hand nach dem Beutel ausstreckte. "Gold und Silber sind darin. Da habt Ihr drei Dukaten Funderlohn."

"Schönsten Dank!" rief der Gauner und ging davon. Doch schon nach zehn Schritten hörte er den Funder hinter sich rustend herkommen und rufen: "Du Lump, du Gauner! Dich will ich kriegen, ehrliche Leute hineinzu legen. Marsch aufs Gericht mit dir!"

"Sachte, sachte", entgegnete der andere. "Ihr saget, der Beutel wäre euer, und Gold und Silber wären darinnen. Habt Ihr den Beutel also nicht verloren, so habt Ihr vorhin gelogen. Aber kommt nur mit mir aufs Gericht, dort wird man die Sache feststellen."

Der Kaufmann warf den Beutel flirrend dem "ehrliehen Funder" vor die Füße und zog es vor, die drei Dukaten schleichen zu lassen, anstatt aufs Gericht zu gehen, um dort seine Gaunerei eingestehen zu müssen.

Drei Gauner wollten einen Kaufmann pressen und brachten ihm tausend Dukaten mit der Bitte, diese Summe für sie aufzubewahren gegen fünf Prozent Jahreszinsen. Doch sollte der Kaufmann gehalten sein, die tausend Dukaten nur dann zurückzugeben, wenn sie alle drei gleichzeitig wieder vor ihm zu diesem Behufe erschienen. — Nach einiger Zeit sprach der eine Gauner zu dem andern: Wir können unser Geld jetzt besser anlegen, darum rate ich, wir gehen morgen zu Dritt zu dem Kaufmann und kündigen es ihm über acht Tage. Ich gehe dann aber vor der Zeit allein zu ihm und bitte ihn, mir das Geld zu zahlen. Fällt er darauf herein, so können wir ihn nochmals um dieselbe Summe verklagen. Die andern waren damit einverstanden, gingen zu dem Kaufmann und kündigten ihm das Geld zum abgesprochenen Termin. Schon am dritten Tage kam der eine der drei Gauner, wie sie es abgemacht hatten, und verlangte das Geld mit der Begründung, daß sie es schon eher gebraucht; sie wären bereit, zehn Prozent daran zu verlieren, weil sie den Termin nicht innegehalten. Der Kaufmann zahlte die neuhundert Dukaten, der Gauner quittierte und verschwand, die beiden Genossen betrübend, mit dem Raube ins Ausland. Als diese merkten, daß sie betrogene Betrüger waren, zogen sie den Kaufmann vor Gericht. Aber dieser sprach: Wohlweise Herren! Ich sträube mich nicht, die Schuldsumme zu zahlen, doch bin ich laut Vertrag verpflichtet, sie allen drei Gläubigern auszuliefern. Ich sehe hier nur zwei! Schafft mir den Dritten auch zur Stelle, so steht der Auszahlung nichts im Wege."

Kleinlaut verschwanden die beiden Gauner, denn das Geld war verloren, da sie den dritten Genossen wohl nimmer herbeischaffen konnten.

Zu einem Geldwechsler kam eines Tages ein Bäuerlein und sagte: "Mir schickt hier ein Freund, dem ich vor mehreren Jahren Geld geliehen hatte, einen Silberbarren, der zwanzig Unzen wiegen soll, wie er mir schreibt. Seid so gut, wieget ihn nach und zahlet mir den Betrag in ansehnlicher Münze aus."

Der Geldwechsler wog den Barren und fand, daß er fünf Unzen mehr wog. Da erwachte die betrügerische Lust in ihm, und er sprach: "Der Barren wiegt in der Tat zwanzig Unzen. Hier habt Ihr den Betrag dafür in Scheinen und Münzen."

Als der Bauer gegangen war, schnitt der Wechsel den Barren durch und bemerkte zu seinem nicht geringen Schrecken, daß er im Innern zu gut zwei Drittel gemeines Blei enthielt. Bornig stürzte er dem Bauern nach, holte ihn endlich ein, schleppte ihn vor den Richter und legte ihm die Sache in erregten Worten dar. Der Bauer wies den Brief seines Freundes vor, in dem das Gewicht mit zwanzig Unzen angegeben war, worauf der Richter den Barren wiegen ließ und fünfunds zwanzig Unzen feststellte.

"Ich bedauere, eurer Klage nicht stattgeben zu können", erklärte der Richter dem Geldwechsler. "Ihr saget selbst, daß der Barren zwanzig Unzen wog, wie auch hier im Briefe schwarz auf weiß zu lesen ist. Dieser Barren hier wiegt aber fünf Unzen mehr. Folglich kann es nicht der gleiche Barren sein, den der Bauer von seinem Freunde erhielt und euch zur Einlösung übergab. Entweder habt ihr also die Barren daheim aus Versehen verwechselt oder — ihr habt dem Bauer ein falsches Gewicht angegeben."

Damit wandte der Richter dem Geldwechsler den Rücken.

Wie Samtfellchen die Vorsehung kennen lernte.

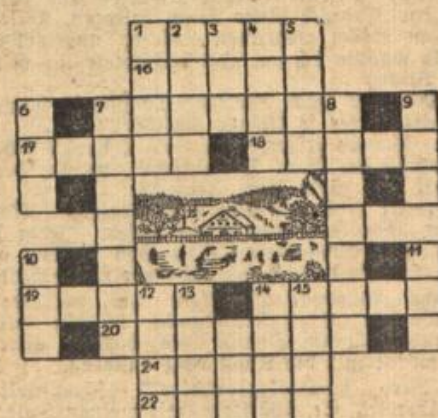
Von Elise Ritter.

"Samtfellchen", sagte sorgenvoll die alte Mäusegroßmutter Griselhaar, "Samtfellchen, liebes Kind, sei nicht so waghalsig! Sonst geht es dir eines Tages wie deinem Großvater: du kommst in Gefahr und Todesnot und das Schicksal erschlägt dich, wenn die Vorsehung nicht rettend eingreift!"

Samtfellchen hörte gelangweilt die Ermahnungen seiner guten, dicken Großmama an. Er war ein allerliebster Mäusejunge, pfiffig und aufgeweckt, aber über die Maßen unternehmend und selbstbewußt. Und so geschah es denn eines Nachts, daß er nach einer Abenteuerfahrt voller verbotener Genüsse plump in der Badewanne endigte. Das heißt, nicht eigentlich endigte, — es war glücklicherweise kein Wasser drin! Aber er befand sich in übelster Lage, geradezu in Gefangenschaft! Zwar machte er sofort verzweifelte Versuche, an den glatten Wänden der Zinkwanne hochzuklettern, was in der Stille der Nacht einen fabelhaften Lärm verursachte. Mächtig flammte Licht auf und er hörte die wohlbekannte Stimme des Hausherrn: "Rein, so was! Liebchen, komm mal her und sieh dir die Bescherung an! Den Burschen werden wir gleich haben!" Entsetzt kauerte Samtfellchen, am ganzen Leibe zitternd, in einer Ecke der Wanne. Eine weiche, mitleidige Stimme antwortete etwas Unverständliches auf den triumphierenden Haß des Gatten. "I, wo", lautete dessen entrüstete Antwort, "laufen lassen! Schach, bist du närrisch?! So ein Angezieher gehört erfaßt und damit basta!" Und eine energische Männerhand faßte nach dem Wasserhahn. "Das Schicksal!" dachte Samtfellchen, sinnlos vor Angst. Da griff die warme, weiche Hand der Frau entschlossen das zitternde Geschöpf und setzte es auf den Teppich, ehe der überraschte Gatte es hindern konnte: "Lauf zu, arme Kreatur", sagte sie mütterlich, "für dies Mal sollst du mit dem Schrecken davonkommen!"

Als Samtfellchen sich bei seiner Großmama so weit erholt hatte, daß er einen einigermaßen klaren Bericht abgeben konnte, nickte ihm die Alte ernst zu und sprach: "Nun hast du sie kennen gelernt, alle Beide: das Schicksal und die Vorsehung! Zunge, Zunge, — ob du aus deinem Erlebnis etwas lernst?!"

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Südspeise. 7. Afrikanischer Staat. 14. Fenstervorhang. 16. Sportausstellung. 17. Alter Mann. 18. Männlicher Vorname. 19. Filmbiwa. 20. Winterlicher Tummelplatz. 21. Pferd. 22. Brettspiel. — Senkrecht: 1. Speise. 2. Zahl. 3. Getränk. 4. Landwirtschaftliches Gerät. 5. Dramenfigur. 6. Abgekürzter Mädchenname. 7. Zeiteinteilung. 8. Kleinasiatischer Berg. 9. Bündnis. 10. Gaststätte. 11. Bild. 12. Kleiderdefekt. 13. Mädchenname. 14. Nicht hungrig. 15. Abgekürzter Mädchenname.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 37: Senkrecht: 1. Setze. 2. Feh. 4. Rist. 5. Obe. 6. Boa. 7. Kote. 9. Artur. 10. Tran. 11. Irre. 12. Elch. 14. Drei. 19. Bafe. 20. Aljar. 21. Saat. 22. Blei. 23. Eis. 24. Ebra. 25. Anfer. 26. Rahm. 28. Tal. 30. Poo. 31. Gnu. — Wagerecht: 1. Hof. 3. Rilo. 6. Besen. 8. Ida. 10. Tor. 11. Jere. 13. Rand. 15. Tort. 16. Erbe. 17. Tuch. 18. Eber. 20. Avis. 23. Elk. 24. Elja. 26. Raub. 27. Ente. 29. Salat. 32. Kai. 33. Reh. 34. Onkel. 35. Omen. 36. Uhr.